

Jerusalems dar. Sie sind für Einheiten der jüdischen Armee rings um Lachisch und Azeka geschrieben, die die letzten Provinzstädte waren, welche den Babyloniern noch widerstanden; sie enthalten zumeist Nachrichten und Meldungen an einen Kommandanten und zeigen die bedrängte Lage der Truppen.

Exil und Wiederherstellung Judas

Die Jahre 586 bis 515 umfassen Exil und Wiederherstellung Judas. Mit dem Tode Nebukadnezars II. 561 begann der Abstieg des neubabylonischen Reiches. Der letzte König Nabonid weilte zumeist außerhalb der Hauptstadt und beschäftigte sich mit archivalischen Studien und mit der Wiederherstellung des Mondgotttempels in Harran. Daß das Buch Daniel Belsazar als den letzten König angibt, zählt Gordon zu den „grotesken Irrtümern“, die es hinsichtlich des neubabylonischen und des Achämenidenreiches enthalte (S. 286). Die Juden, bar jeder politischen Macht, verlieren ihre nationale Sprache und nehmen das Aramäische an. Sie werden schließlich zu einer religiösen Gemeinschaft. Die Erfüllung ihrer Hoffnung auf Rückkehr trat in greifbare Nähe, als Cyrus 539 Babylon eroberte und damit an die Stelle des neubabylonischen Reiches das Achämenidenreich trat. Es folgte 538 das Heimkehredikt mit der Erlaubnis, den Tempel wieder aufbauen zu dürfen. 515 war er vollendet. Sie erfreuten sich völliger Religionsfreiheit, wurden loyale Bürger des Perserreiches und übten sogar Einfluß auf die Regierung aus.

458 wird Esdras durch Artaxerxes I. ermächtigt, in Juda die Verhältnisse nach dem Gesetze Gottes zu regeln. Vielleicht 446 kam dann Nehemias und führte sein Aufbauwerk durch. Daneben entwickelte sich das Diasporajudentum, von dem das Buch Esther Zeugnis ablegt, und auch davon, daß mit der Diaspora der Antisemitismus gegeben ist (S. 274). Im übrigen bietet das Buch ein wertvolles Spiegelbild des persischen Hofes und der persischen Zeit. „Aber es ist der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen, daß Esther das früheste Beispiel einer iranischen Anschauung ist, die sich im iranischen Schiismus bis in die moderne Zeit des Islam erhalten hat als die Lehre vom kitmân oder taqijja, das wir wiedergeben können mit ‚Verstellung‘. Diese Lehre gestattet einem, seine Religion zu verleugnen und sich als Glied einer anderen Religion zu geben, um persönlicher Gefahr zu entgehen“ (S. 278). Sehr lehrreich für die Geschichte des Diasporajudentums sind die Papyri von Elephantine aus der Zeit Xerxes' II. (425—24) und Darius' II. (424—404). Sie bekunden sogar die Existenz eines eigenen Tempels außerhalb Jerusalems.

Darius III. (336—330) verliert sein Reich an Alexander d. Gr. Damit beginnt das hellenistische Zeitalter mit seinen tiefgreifenden kulturellen Veränderungen in ganz Vorderasien. Die Periode des Alten Testaments ist nach Gordon damit eigentlich vorbei; aus dieser Zeit kam nur noch, so meint er, das Buch Daniel in den Kanon. Die Juden unter den Ptolemäern und Seleukiden finden in seinem Buche keine Berücksichtigung mehr.

Fragen des sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebens

Krieg und Frieden

Die XL. Soziale Woche Frankreichs

Die diesjährige XL. Tagung der Sozialen Wochen Frankreichs fand vom 20. bis 26. Juli in Pau und Lourdes statt. Ihr Thema, Krieg und Frieden, mit dem Untertitel: Vom Nebeneinander der Blocks zu einer internationalen Gemeinschaft, ist zweifellos wieder eines der entscheidenden Themen unserer Zeit. Es ist allerdings auch ein Thema, zu dem Soziologen und Theologen, die die beiden Hauptgruppen der Vortragenden auf der Tagung bildeten, schon so viel gesagt haben, daß man kaum erwarten konnte, die Tagung werde entscheidende neue Gedanken oder Gesichtspunkte zum Vorschein bringen. Daß die Soziologen ein gewichtiges Wort bei der Ergründung des Phänomens Krieg zu sprechen haben, insbesondere wenn es sich um den modernen Krieg handelt, ist inzwischen wohl allgemein klargeworden. Über die von der Soziologie bisher aufgedeckten Verhältnisse hinaus haben auch die Vorträge in Pau nichts Neues gebracht. Die Theologen ihrerseits haben die grundsätzlichen Linien gezogen, nach denen der Christ die Erscheinungen von Krieg und Frieden im allgemeinen, vor allem auch die Frage des gerechten Krieges, und die besondere Situation unserer Zeit zu beurteilen hat. Die bemerkenswertesten Gedanken der Tagung scheinen uns auch dieses Jahr wieder in der Rede des Präsidenten der Sozialen Wochen Frankreichs, Charles Flory, enthalten gewesen zu sein. Aber gerade die

Gesichtspunkte, deren weitere Entwicklung besonders interessant gewesen wäre, sind in den nachfolgenden Vorträgen, soweit uns Berichte vorliegen, nicht aufgegriffen worden.

Der Brief des päpstlichen Prosekretärs

Wie in jedem Jahr, so hat auch diesmal das Sekretariat des Heiligen Stuhles im Auftrag des Heiligen Vaters vor Beginn der Tagung einen Brief an Ch. Flory gerichtet. Da er grundsätzliche Äußerungen zu den Problemen von Krieg und Frieden im Namen der Kirche enthält, geben wir ihn mit geringen Kürzungen im Wortlaut.

Einleitend weist der Prosekretär des Heiligen Stuhles, Msgr. Montini, darauf hin, daß die Tagung nicht weit von Lourdes und der Grotte von Massabielle stattfindet, dem Ort, an dem auch die Bewegung Pax Christi seit Jahren ihre Arbeit am Dienst der Versöhnung der Völker durchführt unter dem besonderen Schutz der Gottesmutter, der Königin des Friedens. Dann fährt er fort:

„Diese Prüfung der Bewegung des Friedens durch Männer des Glaubens, der Wissenschaft und der Tat ist um so nötiger, je verwirrter heute die Geister sind. Niemals hat die Geschichte einen gigantischeren Zwiespalt gekannt. Dieser Zwiespalt von Weltdimensionen dringt bis in das tägliche Leben der Völker vor; er wird von den sozialen Kämpfen genährt und unterhält diese; seine Quellen sind ebenso ideologischer wie wirtschaftlicher Art; er dringt ins Herz der Familien und der Einrichtungen, und seine psychologische Zersetzung erschöpft die Widerstandskraft

des Willens und verdunkelt das Urteil. Selbst die Fahne des Friedens wird zu Partezwecken benutzt und scheidet zuweilen die Geister.

Kein Wunder, daß sich unter solchen Verhältnissen viele hochherzige Geister verirren und sich bis in die Reihen der Katholiken von dem Luftschloß des Propagandafriedens verführen lassen.

Doch je ernsthafter die Gefahr ist, desto dringender ist auch die Pflicht, ihr zu begegnen. Mögen in unserer unruhigen Zeit, wo der Friede gleichsam profaniert ist durch die heuchlerischen Behauptungen derjenigen, die dieses reine Ideal der Völker zu ihrem Profit und zur Vernichtung anderer verkehren möchten, alle Kinder der Kirche die Seligkeit des Evangeliums verdienen: Selig sind die Friedfertigen, selig die Apostel des Friedens! Am Vorabend der Sozialen Woche von Pau ist dies der Segen des Heiligen Vaters, den ich Ihnen zu übermitteln habe.

Apostel des Friedens zu sein bedeutet für einen Christen zuerst, das ganze Gedankengut der Kirche über den Frieden zu kennen und zu verbreiten . . . Doch trotz der strengen Lehre der Ereignisse bleiben noch allzu viele Christen gegenüber den päpstlichen Mahnungen taub.

Wie viele z. B. fahren fort, sich in die Enge eines übersteigerten Nationalismus einzuschließen, der mit der mutigen Bemühung, sich einer Weltgemeinschaft aufzuschließen, wie sie die letzten Päpste fordern, unvereinbar ist! Aber noch zahlreicher sind zweifellos diejenigen, die noch nicht auf ihre sonderbare Trägheit verzichtet haben, trotz der wiederholten Aufrufe des Heiligen Vaters ‚gegen alle Tatlosigkeit, Drückebergerei zum Einsatz in der großen geistigen Schlacht, bei der es um den Aufbau oder besser um die Seele der zukünftigen Gesellschaft selber geht!‘ (Weihnachtsbotschaft 1942, AAS 35, S. 15).

Während man sich einerseits über die bewunderswerte Weitherzigkeit so vieler Katholiken freut, die geduldig für den Frieden der Welt arbeiten, kann man doch oft nicht umhin, daran zu denken, daß man vor einem halben Jahrhundert leider an einem Punkt von gleicher Tragweite einen ähnlichen Kontrast zwischen der klarblickenden Festigkeit eines großen Papstes und der Furchtsamkeit, den Zweifeln und dem Egoismus nur zu vieler Gläubigen vor sich hatte (vgl. Quadragesimo anno, AAS 23, S. 181).

Die Teilnehmer der Sozialen Wochen kennen die Lehre der Kirche über den Frieden und werden deren Reichtum zu nutzen wissen. Aber angesichts der dramatischen Spaltung dieser Welt wird der Anruf des gemeinsamen Vaters noch dringlicher. Habt Glauben an die Kirche, sagt er zu allen seinen Kindern, wenn sie euch auffordert, für die Gemeinschaft der Völker zu arbeiten. ‚Für sie bedeuten Ost und West nicht entgegengesetzte Prinzipien, sondern sie haben an einem gemeinsamen Erbe teil, zu dem beide einen reichen Beitrag geliefert haben und berufen sind, in Zukunft noch zu liefern‘ (Weihnachtsbotschaft 1950, AAS 43, S. 58); und seine väterliche Stimme wird nicht müde, die verantwortlichen Staatsmänner daran zu erinnern, daß sie die gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Verwicklungen in Freundschaft lösen können, wenn von allen Beteiligten der gute Wille eingesetzt wird (vgl. Ansprache an Pax Christi, 13. 9. 1952).

Versteht es, auf die Kirche zu hören, wenn sie, besorgt darum, den Nationen das Bewußtsein ihrer menschlichen Brüderlichkeit wieder zu geben, ihnen die Wege der Gerechtigkeit und Wahrheit, des Verzichts und der Liebe

vorzeichnet, die ihren Ursprung in Jesus Christus haben und außerhalb deren es keinen dauerhaften Frieden gibt. Zweifelt nicht an dem Werk, zu dem euch die Kirche aufruft: es ist ein hervorragend positives und konstruktives Werk, das sich auf die geheiligten Rechte des Naturgesetzes und des göttlichen Gesetzes stützt; auch ein realistisches Werk, denn die Erfahrung sollte allen beweisen, ‚daß die an den ewigen Wahrheiten und den Gesetzen Gottes orientierte Politik die wirklichkeitsnaheste und konkreteste Politik ist. Die realistischen Politiker, die anders denken, schaffen nichts als Ruinen‘ (Weihnachtsbotschaft 1945, AAS 38, S. 24).

Treu diesen Lehren, die die Richtigkeit seiner freien Initiativen garantieren, ist der Christ doch verpflichtet, seine Bemühungen um den Frieden noch weiter zu treiben, bis hinein in das Geheimnis seines inneren Verhaltens . . . In der Tat, der Friede ist ein einziger, und wer ihn in seinem persönlichen, familiären und sozialen Leben leugnet, darf sich nicht einbilden, wirksam im öffentlichen Leben und im Konzert der Nationen mitzuarbeiten. Der Friede kann nicht auf Lüge aufgebaut werden.

Der Heilige Vater fordert uns also zu einer wahren Gewissenserforschung auf. Man gibt heute gerne zu, daß die Spaltung der Welt sich bis an das persönliche Leben jedes einzelnen fortpflanzt: auf Grund welcher verhängnisvoller Unlogik sollte man sich dann weigern, die Heilung zuerst bei sich selbst zu beginnen?

Schon der Christ tut ein wirksames Werk für den Frieden, der in sich selbst die Hindernisse für das Verständnis des anderen, für die brüderliche Zusammenarbeit wegräumt. Und was anders sind die inneren Hemmnisse, wenn nicht der Parteigeist oder selbst Sektengeist, der nicht im Stande ist, selbstlos die Wahrheit zu suchen; der Geist der Leidenschaft, der aller Spaltungspropaganda ausgeliefert und für die Forderungen des Rechts unempfindlich geworden ist; der Pharisäergeist, der schnell bei der Hand ist, den Irrtum des anderen zu enthüllen, aber blind gegenüber seinen eigenen Vorurteilen und hart gegenüber dem Gegner, der dem Irrtum erlegen ist, den er bekämpft. Der Mensch, der solchen Neigungen nachgibt, vergrößert in sich und um sich die Wunde, aus der die leidende Menschheit blutet.

Alle Nachfolger Christi dagegen sollen die Welt mit einem friedvollen und katholischen Blick betrachten. Dem Gebot des Herrn gehorsam, sollen sie die Forderungen der Liebe erforschen; sie sollen seine Worte und sein Beispiel über die Feindesliebe bedenken und sich seiner großen Lehre über die Vergebung der Beleidigungen erinnern. Angesichts der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe braucht der Apostel des Friedens, wie es in einem bekannten Gebet heißt, ‚ein großes und unbezähmbares Herz, das keine Enttäuschung schließt, keine Prüfung bricht, keine Gleichgültigkeit müde werden läßt‘; nach dem Beispiel des P. de Foucauld muß der Christ gegenüber allen Menschen die Seele eines ‚allgemeinen Bruders‘ haben.

Das ist die zusätzliche Aufgabe, die heute auf den Christen ruht: in Frieden mit sich selbst, in Frieden mit den Menschen, kann ihre friedliche Armee die Mauern des Mißtrauens und der Ungerechtigkeit niederlegen, die die internationale Gemeinschaft so schmerzlich aufteilen. Übrigens müssen sie ohne Illusionen sein, denn dunkle Mächte sind immer am Werk in der Geschichte und suchen gerade die Hochherzigen zu verführen. Doch sollen

sie auch ohne Furcht sein, diese Kinder des Lichts, denn die Kirche, deren getreue Diener sie sind, hat die Worte des ewigen Lebens.

Zur Kirche sollen sie sich also in schweren Stunden mit Vertrauen hinwenden. Als Mutter der Völker kann sie gegenüber dem Angstschrei ihrer Kinder aller Klassen und aller Rassen nicht taub bleiben, ohne sich selbst zu verleugnen. Im Gegenteil, sie hört nicht auf, an die Menschen den Ostergruß Christi zu richten: „Der Friede sei mit euch!“ (Joh. 20, 19). Als Botin des Friedens Gottes proklamiert sie im Angesicht der Welt die grundlegenden und unverletzlichen Regeln, von denen letzten Endes die Sicherung jeder nationalen und internationalen Ordnung abhängt. Als Botin des Friedens unter den Menschen bringt sie ihnen mit der Gnade Christi das Unterpand der wahren Brüderlichkeit, sie errichtet den Frieden in den Seelen, in den Staaten und in der großen menschlichen Familie. Das ist die Rolle der Kirche in der Völkergemeinschaft. Das Reich, das sie verkündet, ist nicht von dieser Welt, aber sie bleibt in der Welt gegenwärtig als eine unerschütterliche Friedensmacht, als die Braut Christi, des Friedensfürsten, der ihr in göttlicher Weise beisteht . . .“

Die Eröffnungsrede von Charles Flory

Wie immer, so hat auch diesmal der Eröffnungsvortrag des Leiters der Sozialen Wochen, Charles Flory, den gesamten Fragenkreis der Tagung umrissen. Er hatte seinem Vortrag den besonderen Titel gegeben: „Der Fortschritt der Welt zur Einheit und die gegenwärtige Krise.“ In den beiden in diesem Titel enthaltenen Begriffen, dem „Fortschritt der Welt zur Einheit“ und der „gegenwärtigen Krise“, ist in der Tat das Charakteristische und Einmalige der heutigen Weltlage gekennzeichnet, in der auch Krieg und Frieden einen neuen Aspekt annehmen. Dabei weist Flory gleich anfangs darauf hin, daß die Sozialen Wochen Frankreichs sich immer sorgfältig von allen politischen Stellungnahmen ferngehalten haben und daß sie das auch diesem Thema gegenüber tun werden, was allerdings zur Folge habe, daß man in einer gewissen Allgemeinheit der Aussagen verbleiben müsse. Den Wert der Arbeit der Tagung sieht er dagegen darin, daß die geschichtlichen, soziologischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten der Situation einander gegenübergestellt werden sollen, wodurch sich eine Klärung der Einsicht in die Wirklichkeit ergibt, die für jeden weiteren Schritt unerläßlich ist. „In der herrschenden Verwirrung ist es schon viel, die Probleme richtig zu stellen.“ Gerade gewisse angeblich christliche Positionen können dadurch vielleicht zu einer besseren Einsicht in sich selbst gelangen und erkennen, „daß gewisse Wege, die sie für gangbar halten, nicht weiterführen“.

Flory beginnt damit, die tatsächliche gegenwärtige Situation zu analysieren. Die Existenz der beiden Blocks kann natürlich nur konstatiert werden. Daß kein neuer Weltbrand ausgebrochen ist, glaubt Flory nur durch die Angst vor der furchtbaren Macht der modernen Waffen erklären zu können. Man hat sich also bisher auf den Kalten Krieg beschränkt. „Die Grenzen zwischen Friede und Krieg haben jede juristische Präzision verloren. Mehr noch, der nationale Charakter des Krieges tritt zurück vor einem ideologischen Aspekt, in dem die Klassengegensätze vorherrschen. Zugleich sind auch die Gefühls-

gegebenheiten umgestürzt. Selbst die Ausdrücke, mit denen man fortfährt, von Krieg und Frieden zu reden, meinen nicht mehr die gleichen Wirklichkeiten.“ Dieser veränderte Aspekt von Krieg und Frieden solle, so sagte Flory, zuallererst auf der Tagung in Pau untersucht werden. Tatsächlich ist dies einer der Punkte, in denen die Tagung nicht das gehalten hat, was die Andeutungen ihres Leiters versprochen.

Flory ging dann zunächst auf die soziologischen Probleme von Krieg und Frieden ein. Er skizzierte die Arbeiten, die auf diesem Gebiet geleistet worden sind und die die entscheidende Bedeutung wirtschaftlicher Situationen, der Überbevölkerung, der Unterentwicklung großer Gebiete der Erde, doch auch der inneren Unruhe der Völker und ihrer Kriegsbereitschaft aufgedeckt haben. Er betonte jedoch, daß die Soziologie nur dann zu gültigen Ergebnissen kommen könne, wenn sie mit der menschlichen Natur rechnet, wie wir sie durch die Offenbarung kennen.

„Für uns Christen liegt der Schlüssel des Geheimnisses im Menschen . . . Der Krieg ist die Frucht des Sündenfalls und der Sünde. Neid, Gewalttätigkeit, Stolz und Machtgier sind Leidenschaften, von denen der Mensch sich noch schwerer im internationalen Leben als im Privatleben freihält, weil wir hier im Bereich der Kollektivpsychologie sind.“ Gewiß hat der für eine gerechte Sache aufgenommene Krieg einen hohen moralischen Wert, weil er den Menschen zum höchsten Opfer bereit macht. Aber etwas ganz anderes ist es, wenn durch den Krieg und für den Krieg primitive Instinkte wiedergeweckt werden, die zwanzig Jahrhunderte Christentum zurückzudrängen bemüht waren. Instinkte der Freiheit, der Macht, des Abenteuers können besonders die Jugend verlocken, und in glücklichen Zeiten können Völker eine Art Sehnsucht nach dem Krieg bewahren. Diese Instinkte werden natürlich von Führern ausgenutzt, die sie zu ihren politischen Zwecken einsetzen wollen.

„So beunruhigend diese Feststellungen sind, so dürfen sie uns doch nicht entmutigen. Da die endgültige Entscheidung vom Menschen und von der Herrschaft abhängt, die er über seine Leidenschaften behält, dürfen wir daraus den ermutigenden Schluß ziehen, daß der Krieg nicht unvermeidlich ist und daß es zum Teil an uns hängt, dieses Unheil zu begrenzen.“

Flory betont also, wie der Brief Montinis, die Wichtigkeit des Friedens in der eigenen Brust für den Frieden der Welt. Doch dabei darf der Christ nicht stehenbleiben.

„Die tiefste Verantwortung für einen Krieg liegt wohl im Gewissen eines Menschen. Aber es gibt mehr oder weniger günstige Konjunkturen für die Entfesselung kriegerischer Leidenschaften.“ Man kann darum nicht den Frieden ganz allgemein anstreben, sondern nur jenen besonderen Frieden, der unter besonderen Verhältnissen möglich ist. Eben darum ist der soziologische Kontext, mit dem sich die Soziale Woche so ausführlich befaßt hat, von so großer Bedeutung.

Die Andeutung der soziologischen Probleme machte den ersten Teil von Florys Rede aus. In einem zweiten ging er dann zu dem Thema der sich verwirklichenden Einheit der Welt über.

Man kann heute nicht mehr umhin, zu erkennen, „daß seit einigen Jahrzehnten zum ersten Male eine gewisse Form von Einheit in der Welt verwirklicht ist“. Diese Vereinheitlichung der Welt ist geschehen durch die Industrie und die Technik. Ein „technisches System von allgemeiner An-

wendbarkeit“ ist geschaffen worden, das eine nicht mehr umkehrbare Vereinheitlichung eingeleitet hat.

Die Völker reagieren auf diese Vereinheitlichung instinktmäßig, indem sie erst recht ihre Eigenart und ihre verschiedenen Lebensauffassungen betonen. Der Nationalismus versteift sich, und die Wirtschaft wird in einzelne Räume aufgeteilt. Dieses Gegeneinander von zwei sich widersprechenden Tendenzen, der zur Vereinheitlichung und der zur Isolierung, bringt ein neues Moment der Unsicherheit in die Politik. Flory glaubt jedoch, daß der Ausgang nicht zweifelhaft sein kann. Die Technik, die das Leben aller Nationen so weitgehend bestimmt, wird zu einer Einheit führen; es fragt sich nur, ob diese auf friedlichem Wege erreicht werden kann oder nur durch Krieg. Flory betont, daß es nicht bedeutet, die spirituelle Seite der Probleme zu vernachlässigen, wenn man die Wichtigkeit der Erfindungen betont, durch die der menschliche Geist sich allmählich zum Herrn des Universums gemacht hat, ohne doch mehr Herr seiner selbst geworden zu sein. Aber die ganze Menschheitsgeschichte beweist, welche Bedeutung für die Struktur des politischen und internationalen Lebens die Verkehrswege haben, angefangen von den Karawanenstraßen über die Mittelmeerschiffahrt zur Entdeckung der fernen Erdteile und zur Motorisierung der Gegenwart. „Selbst in ihren schlimmsten Zwisten entgehen die Völker dem Verbindenden, das sie eint, nicht. Eben darum erscheinen die modernen Konflikte in vieler Hinsicht als Bürgerkriege mit allem, was diese an Ideologie und folglich an Leidenschaft und Irrationalität enthalten. Das erklärt auch den moralischen Rückgang, dem wir beiwohnen, nach einem so lange dank der Wirksamkeit der Kirche und der Ausarbeitung der Menschenrechte erfolgreichen Bemühen, die zerstörerischen Wirkungen der Schlachten zu begrenzen und den zivilisierten Völkern das Los der Gefangenschaft zu ersparen oder zu erleichtern.“

Auch dieser zweite Teil von Florys Rede hat für die Tagung mehr erwarten lassen, als sie dann hielt, nämlich die Charakterisierung des großen modernen Konflikts als eines Bruderkrieges auf ideologischer Basis mit all seinen Begleiterscheinungen.

Im dritten Teil seiner Rede skizzierte Flory dann noch die gegenwärtige Krise, wobei er den vorher angedeuteten Gedanken der Vereinheitlichung der Welt wiederum zur Interpretation heranzog. Denn, so sagte er, „wenn die wirtschaftlichen und sozialen Ideen (der beiden Blocks) auch radikal verschieden sind, so wetteifern sie doch in der Ausnutzung der gleichen Techniken“. In gewissem Sinn erscheint ihm der Angriff Rußlands auf die kapitalistische Welt als eine neue Form der Verwestlichung Rußlands mit noch brutaleren Methoden als unter Peter dem Großen. Rußland zu einem modernen Staat zu machen, ist das eigentliche Ziel der Sowjetpolitik. Der Eisernen Vorhang dient vor allem dazu, dem eigenen Volk die Fortschritte des Landes im höchsten Glanz erscheinen zu lassen und sie nicht durch Vergleich mit der Außenwelt zu verkleinern. Durch den Eisernen Vorhang gelingt es auch, die Völker des Ostens zu der ehrlichen Überzeugung zu bringen, daß bei ihnen Freiheit und Wohlstand, im Westen aber Elend und Unfreiheit herrscht. Die unterdrückten Schichten der westlichen Länder nehmen diesen Glauben nur zu gern an. In Wahrheit hat auch Rußland sein „internes Proletariat“. Außerdem sind da noch die weiten Gebiete der unterentwickelten Länder, in denen

ganze Völker sich entrechtet fühlen und der Propaganda des Kommunismus leicht verfallen.

Dem gegenüber steht ein geteiltes und schwaches Europa, das nicht nur national gespalten, sondern vor allem auch durch schwere Klassengegensätze zerrissen ist. Flory faßt daher seine Analyse, die notwendigerweise sehr summarisch ist, in einer ebenfalls summarischen Formel zusammen, die besagt, „daß das internationale Problem zu einem großen Teil ein international gestelltes soziales Problem geworden ist“.

Kann man einen neuen Konflikt vermeiden, fragt sich Flory zum Schluß. Als erste Bedingung dafür sieht er das Verschwinden des Eisernen Vorhangs und das Nachlassen des Drucks des kommunistischen Regimes in Rußland und den Satellitenstaaten an. Aber er weigert sich, anzuerkennen, daß die Schwierigkeiten nur von einer Seite kommen und daß nicht auch die eigene Seite viel dazutun könnte, den Kalten Krieg einzudämmen und den Heißen Krieg zu vermeiden. Das Wichtigste, was hierzu getan werden muß, ist die Beseitigung des Elends des Proletariats, das jeder Propaganda offensteht.

Was die Wirtschaftssysteme betrifft, so folgt Moskau schon längst nicht mehr den ursprünglichen ideologischen Richtlinien, und andererseits kann die Wirtschaft der Vereinigten Staaten keineswegs mehr auf Planung verzichten. „So ist kein Block ausschließlich kommunistisch oder liberal.“

Aber schließlich kommt doch alles wieder auf den Geist an. „Bei der materialistischen Tendenz ihrer technischen Revolution hat sich die abendländische Zivilisation bisher ohnmächtig erwiesen, die Probleme zu lösen, die sie durch eine gewisse Vereinheitlichung der Welt geschaffen hat. Möge sie zu dem Geist zurückkehren, der sie einst beseelt hat! Der Friede, diese Gabe Gottes, ist auf allen Gebieten die Frucht von Entsagung und Opfer, ein Streben des Menschen nach einer Ordnung, die über ihn hinausgeht.“

Die Entschließungen

Ohne auf die einzelnen Vorträge der Tagung eingehen zu können, geben wir nun noch die Entschließungen wieder, die am Ende der Tagung verlesen wurden.

1. Der christliche Friede gehört einer geistigen Ordnung an. Als solcher ist er nicht von dieser Welt, obgleich er bereits auf geheimnisvolle Weise wie ein Keim der Ewigkeit in der Zeit gegenwärtig ist. Er ist vollkommene Gerechtigkeit und Liebe und strahlt auf den ganzen Menschen und auf alle Menschen über. Im Maße dieses Ideal im Herzen der Christen, in der Kirche lebt, verbreitet es eine Atmosphäre von Frieden in dieser Welt. Es fordert aber auch vom Christen Verwirklichungen in der Zeit. Von diesem Ideal beseelt, müssen sie Formen finden, die den Bedingungen der gegenwärtigen Stunde entsprechen.
2. Daher ist es notwendig, den soziologischen Zusammenhang zu kennen, in dem sich Bedrohungen des Friedens abzeichnen. Denn der Krieg unterscheidet sich zu den verschiedenen Zeiten besonders in seinen Ursachen und seinen Erscheinungsformen. Eine technische Revolution ohnegleichen hat die Verhältnisse der Völker zutiefst erschüttert; sie legt jedem Volke Probleme auf, zu denen heftige ideologische Gegensätze erschwerend hinzutreten. Die Völker suchen mühsam eine Lösung dafür, die größtenteils durch ihre geographische und demographische Lage bedingt ist. Das hat zu einer Teilung der Welt in zwei Blocks geführt, in denen sich entgegengesetzte Welt-

anschauungen, verschiedene soziale und wirtschaftliche Strukturen und die Wechselwirkungen dieser Strukturen und Ideologien gegenüberstehen. Diese Gegensätze zu verringern, ist ohne Zweifel die erste Bedingung, um über ein gefährdetes Nebeneinanderleben hinaus eine befriedete, internationale Gesellschaft zu schaffen. Ein erheblicher Beitrag dazu wäre es, wenn man das konkrete Bemühen um Lösungen, welche die menschliche Person achten und den Verhältnissen und der Veranlagung der einzelnen Völker gerecht werden, über die Ideologien stellte.

3. Alle müssen dabei mitarbeiten, nicht nur als Einzelwesen, sondern als Gemeinschaften, wobei die verschiedenen menschlichen Gruppen ihre Rolle zu spielen haben. Interessengruppen, Klassen und Nationen oder noch größere Gebilde erweisen sich gleichwohl als unzulänglich, wenn es gilt, den Frieden zu bauen. Sie stehen nämlich in der Versuchung, sich in sich selber abzuschließen, und die freien Persönlichkeiten müssen sie im Gehorsam gegen die Allgemeingültigkeit der Vernunft unaufhörlich aufschließen und daran arbeiten, mittels der Staaten die Spannungen in einem Gleichgewicht zu harmonisieren, das freilich nur ein dynamisches sein kann.

4. Um aber diese Rolle spielen zu können, müssen die Staaten auf den ungerechtfertigten Anspruch auf absolute Souveränität verzichten, der sich paradoxerweise zu demselben Zeitpunkt entwickelt hat, an dem der wirtschaftliche Austausch größeren Umfang erreicht hat und die Welt durch heftige Krisen ihren Weg zur Einheit sucht. Die Idee von der absoluten Souveränität des Staates hat sich in der modernen Zeit bis in eine allzu individualistische Theorie vom gerechten Krieg verderblich ausgewirkt. Das alles trägt dazu bei, als vordringlichste Aufgabe die gemeinsame Verpflichtung zu sehen, eine internationale Gesamtordnung in ihrer ganzen Vollständigkeit zu errichten, da diese — mehr als alle Diskussionen über die Bedingungen des gerechten Krieges — die Vorbedingung für den Frieden ist. Die augenblickliche wirtschaftliche und politische Entwicklung bietet ja immer mehr Möglichkeiten, nicht nur regional begrenzte, sondern weltweite Organe föderativer Natur zu begründen, wie sie eine internationale Ordnung benötigt. Die Pflicht, solche zu schaffen, sie zu entwickeln und zu vervollkommen, nimmt im gleichen Maße zu. Es handelt sich vor allem darum, diesen internationalen Organisationen allein die Gewaltanwendung vorzubehalten, ohne die keine politische Gemeinschaft denkbar ist. Nur in einer solchen internationalen Organisation verliert die legitime Verteidigung gegen den Angriff, die Recht und Pflicht des Staates bleibt, ihre Zweideutigkeit und gewinnt ihren legitimen Sinn wieder. Dieses Ziel kann nicht erreicht werden ohne eine umfangreiche, gleichzeitige und kontrollierte Abrüstung und den Verzicht auf den Kalten Krieg. Kommen diese Weltorganisationen nicht zustande, so wird die Gewalt mit zunehmender Heftigkeit entfesselt, vor allem, wenn man die Entwicklung der Vernichtungswaffen bedenkt. Ohne diese Organisation werden die sittlichen Normen über den Gebrauch von Kriegsmitteln trotz ihrer schweren Verbindlichkeit von beschränkter Wirkung sein. Seit mehr als einem Jahrhundert ist die Kirche mit ständig steigendem Nachdruck dabei, durch ihre Unterweisungen und durch eine beharrliche Tätigkeit, die allzu weitgehend verkannt wird, die Völker auf diesen Weg zu bringen.

5. Dieses christliche Ideal verurteilt angesichts der Gegensätzlichkeit der beiden Blocks die Aufteilung der Welt, die Resignation gegenüber der Unterdrückung anderer und die sozialen Ungerechtigkeiten. Es verwirft den Neutralismus um jeden Preis ebenso wie die Ungeduld, die sich in das Abenteuer eines Präventivkrieges stürzen möchte, und den Fatalismus, der den Krieg resignierend als unvermeidlich ansieht. Es fordert vielmehr, daß alles in Bewegung gesetzt wird, um eine Entwicklung zum echten Frieden hin zu fördern, — besonders durch beharrliche Anstrengung zur Normalisierung der politischen Beziehungen, um den sozialen Fortschritt zu beschleunigen und die unterentwickelten Länder zu unterstützen.

6. Diese wachsamen und tapferen christlichen Friedenshaltung ist nicht zu verwechseln mit gewissen pazifistischen Haltungen, die voller Zweideutigkeiten sind. Sie schließt das Wissen darum ein, daß in unserer menschlichen Situation das Recht nicht immer auf die Hilfe der Gewalt verzichten kann; denn sie verwechselt nicht die Anliegen einer gerechten zeitlichen Ordnung mit denen der geistlichen Erlösung. Freiheit und Gerechtigkeit sind echte Güter. Die Menschen haben daher nicht das Recht, für sich und ihre Kinder die Versklavung und die Unordnung einfach hinzunehmen. Diese Haltung vollendet sich nicht in der Ablehnung jeder legitimen Verteidigung aus Gewissensgründen, sondern in einer heroischen Weigerung, an irgendeinem ungerechten Angriff und einer verbrecherischen Ordnung teilzunehmen.

7. Das größte Hindernis, das sich der Verwirklichung einer Friedensordnung entgegenstellt, besteht ohne Zweifel in den allzu großen wirtschaftlichen und sozialen Unterschieden auf dieser Welt. Bemerkenswerte Ausgleichsversuche sind bereits gemacht worden. Sie müssen aber noch verstärkt werden und vor allem nicht nur den sozialen, sondern auch den psychologischen Bedingungen der verschiedenen Völker Rechnung tragen.

8. Innerhalb der internationalen Situation der Ungleichheit sind die Kolonialvölker ein besonders schwieriges Problem. Es ist das Erbe einer Zeit, die zwar nicht frei von Mißbräuchen, aber auch nicht ohne nützliche Errungenschaften war. Jeder dieser Fälle ist anders gelagert. Die schwierigste Frage erhebt sich in den Gebieten, wo man das Zusammenleben von Einheimischen und einer bereits akklimatisierten europäischen Bevölkerung aufeinander abstimmen muß. Obwohl es außerordentlich schwierig ist, sich von der Verwicklung in das verhängnisvolle Getriebe nationalistischer Übergriffe, Unruhen und Repressalien freizuhalten oder freizumachen, ist es notwendig, mit Geduld und Weisheit eine entschlossene soziale und erzieherische Tätigkeit in die Wege zu leiten, die von einer besser informierten öffentlichen Meinung in den Heimatländern unterstützt werden sollte.

9. Ein besonderer Fall von internationaler Ordnung, der uns am nächsten angeht, ist die europäische Ordnung. Damit sie ein wahrhaft fruchtbares Werk werde, muß der europäische Föderalismus in friedlicher Gesinnung verwirklicht werden und schon in seinem Aufbau vor allem darauf achten, sich den anderen Gemeinschaften, mit denen er in Beziehung steht oder deren Teil er ist, verständlich zu machen.

10. Eine Anstrengung, die durch nichts ersetzt werden kann, die aber alle anderen Bemühungen um den Frieden begünstigt, ist in den internationalen Beziehungen begründet; freilich unter der Bedingung, daß diese nichts

von Konkurrenz und Propaganda an sich haben, sondern daß sie sich um einen echten Austausch zwischen den Menschen bemühen. Diese Bemühung muß von langer Hand vorbereitet sein; sie wird durch gemeinsam erlebte

Erfahrungen bei weitem besser verwirklicht als durch intellektuelle Auseinandersetzung. Sie schließt Demut und Hochherzigkeit ein. Der Friede ist das Kind der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe.

Das Forum

Briefe an die Schriftleitung der Herder-Korrespondenz

Zur Ökumenischen Eschatologie

In ihrem Augustheft hat die Herder-Korrespondenz einen Artikel mit dem Titel: „Katholische Interpretation der ökumenischen Eschatologie“, veröffentlicht, in dem eine Folge von Leitartikeln des monatlich erscheinenden Bulletin „Vers „l'Unité chrétienne“ kritisch analysiert wird. Ich bin dem Verfasser des Artikels dankbar, daß er diesem theologischen Versuch seine Aufmerksamkeit zugewendet und auf die Wichtigkeit der Probleme hingewiesen hat, die diese Studie aufzurollen unternimmt. Er interpretiert meine Gedanken jedoch wiederholt derart, daß sie seiner Meinung nach mit den Weisungen des Lehramts nicht übereinstimmen, insbesondere nicht mit der Enzyklika *Mystici Corporis*. Ich möchte hier auf die wichtigsten Punkte eingehen, die so, wie sie der Verfasser der Kritik aufgefaßt hat, Schwierigkeiten bereiten, und möchte nachweisen, daß die Interpretation, die er von diesen Punkten gegeben hat, meinen Ideen vollkommen fremd ist. Wollte man diese Interpretation für richtig ansehen, so müßte man überdies zu dem Schluß kommen, daß meine Auffassung voller Widersprüche ist, und ich bin überzeugt, daß diese Erwägung den aufmerksamen Leser des Artikels der Herder-Korrespondenz schon dazu veranlaßt hat, sich zu fragen, ob bei dessen Verfasser nicht vielleicht einige schwere Mißverständnisse vorliegen.

1. Es heißt dort, die Kirche sei meiner Meinung nach hier auf Erden nichts anderes als „ein ensemble von Gnadenmitteln“¹. Tatsächlich eine seltsame Behauptung für einen katholischen Theologen. In Wahrheit steht in meinem Text etwas ganz anderes, nämlich daß die Kirche in ihrem irdischen Zustand nicht nur eine spirituelle Gnadenwirklichkeit, sondern auch eine Summe von Gnadenmitteln ist und daß dieser Aspekt ihrer irdischen Existenz, dem sie ihren sichtbaren Bestand verdankt, ihr ebenso wesentlich ist wie ihr mehr ausschließlich spiritueller unsichtbarer Aspekt. Das ist etwas ganz anderes als die Behauptung, die man bei mir zu finden geglaubt hat, und auch etwas ganz anderes als der typisch protestantische Begriff einer rein geistigen Kirche.

2. Bei der Behauptung, ich hätte gesagt, die Einheit der Christen sei nicht Gegenstand einer ausdrücklichen Verheißung Christi, sondern nur eines Gebets, hat der Verfasser der Kritik bei der Zitierung meines Textes ein einziges Wort ausgelassen, aber diese Auslassung führt zu einer ärgerlichen Zweideutigkeit des Sinnes dieses Satzes. Ich habe tatsächlich nicht von der Einheit *der* Christen, sondern von der Einheit *aller* Christen gesprochen². Im

Hinblick auf diese habe ich gesagt, daß wir nicht mit jener absoluten Gewißheit, die nur die göttliche Offenbarung gibt, erwarten können, daß auf dieser Erde vor der Parusie schon ein Tag kommen werde, an dem es keine Schismen, keine Häresien mehr gäbe (denn das wäre die Voraussetzung für die sichtbare Einheit aller Christen). Ich habe aber ebenfalls gesagt, daß die sichtbare Einheit jener Christen, die den Lehren des Herrn vollkommen treu sind, eines der Merkmale der wahren und unzerstörbaren Kirche sei und daß das genüge, um das Gebet Christi zu einem in bezug auf seinen wesentlichen Gegenstand wirksamen Gebet zu machen. Das ist das genaue Gegenteil der Auffassung, die mir beigelegt worden ist.

3. Die Richtigstellung, die ich hier gegeben habe, genügt, um zu zeigen, daß auch die Ansichten, die man mir als Folgerungen aus den vorhergehenden zugeschrieben hat, mir völlig fern liegen. Aus meinem Text geht ganz klar hervor, daß wir nicht nur *erwarten* sollen, daß eine sichtbare Einheit unter Christen dereinst existieren werde, sondern daß wir *glauben* müssen, daß eine solche Einheit nie aufgehört hat und nie aufhören wird zu existieren, da sie eines der Merkmale, der Kennzeichen der Kirche ist. Aber diese sichtbare Einheit umfaßt leider nicht alle Christen. Mehr noch, selbst im zukünftigen Leben wird es viele (auch katholische) Christen geben, die der Einheit der triumphierenden Kirche verloren sind, weil sie, der Sünde anhaftend und ohne letzte Reue gestorben, keinen Teil am Reich Gottes haben werden.

4. Was die Schlußfolgerung betrifft, die Einheit, die die Christen im gemeinsamen Besitz der heiligmachenden Gnade fänden (eine Einheit, an der auf Grund ihrer aufrichtigen Überzeugung Christen aller Konfessionen Teil haben können), sei die einzige, die wir hier auf Erden anstreben könnten, so würde man sie vergeblich in meinem Text oder in meinen Ideen suchen. Im Gegenteil, ich habe ausführlich entwickelt, daß wenn wir keine ausdrückliche Offenbarung besäßen, auf dieser Erde ein Tag kommen werde, an dem es keine Schismen und keine Häresien mehr gebe, wir doch ebensowenig eine ausdrückliche Offenbarung besäßen, die besagte, ein solcher Tag werde nicht kommen. Mit anderen Worten: wir wissen in dieser Hinsicht nichts Gewisses. Ich habe hinzugefügt, daß es unter jeder Voraussetzung unsere Pflicht ist zu arbeiten (und vor allem zu beten), daß sich schon hier auf Erden in größtmöglichem Ausmaß, d. h. für eine möglichst große Anzahl von Christen, das Gebet des Herrn um die sichtbare Einheit seiner Jünger zum Zeugnis für die Göttlichkeit seiner Sendung erfüllen möge. Es ist

¹ Unsere Meldung (S. 507 links) sagt: P. Dumont „kommt immer wieder darauf zurück, die Einheit der *sichtbaren* Kirche, oder die ‚historische Einheit‘, in ihrem Wesen zu *begrenzen* durch die Definition, sie sei in ihren irdischen Lebensbedingungen ‚ein ensemble von Gnadenmitteln . . .‘, um eine Entsprechung der (katholischen) ‚Einheit der Gnade‘ mit dem ökumenischen Begriff ‚eschatologische Einheit‘ zu finden.

² Unser Text (S. 506) sagt aber: „ . . . stellt er die sehr kühne These auf, die sichtbare Einheit *aller* seiner Jünger ist nicht Gegenstand einer for-

mellen Verheißung von Seiten Christi.“ Ebenso heißt es weiter (S. 507 links): „ . . . dürfe man nicht erwarten, daß die sichtbare Einheit *aller* Christen sich auf dieser Erde realisiere“, und etwas weiter wiederum: „Von dieser ‚historischen Einheit‘ sei die Einheit *aller* Christen zu unterscheiden . . .“.